Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 77 (1987)

Artikel: Überbein
Autor: Thürer, Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947395

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Überbein

Georg Thürer

Man kennt das Übel, das Mensch und Tier befallen kann: Haustiere weisen zuweilen einen Knochenauswuchs auf, und Menschen bekommen etwa auf dem Fussgelenk oder auf der Daumenseite des Handgelenkrückens eine pralle Geschwulst, die man Überbein nennt. Eine harmlose Operation kann die unerwünschte Missform beseitigen und dem Körper sein ursprüngliches Ebenmass wiederum verleihen. Schwerer fällt die Gesundung, wenn in einem Lebenskreise ein Mensch als «Überbein» gilt. Das ist für manche Familie eine harte «Haus-Aufgabe» und für den in seinem Lebenskreis Unwillkommenen kommt alles darauf an, wie er mit seinem Geschick fertig wird, kann doch eine Belastung beides bewirken: sie kann stärken und damit erheben oder aber niederdrücken. Begleiten wir ein Kind, das mit dem Namen «Überbein» behaftet war, ein Stück auf seinem Lebensgang.

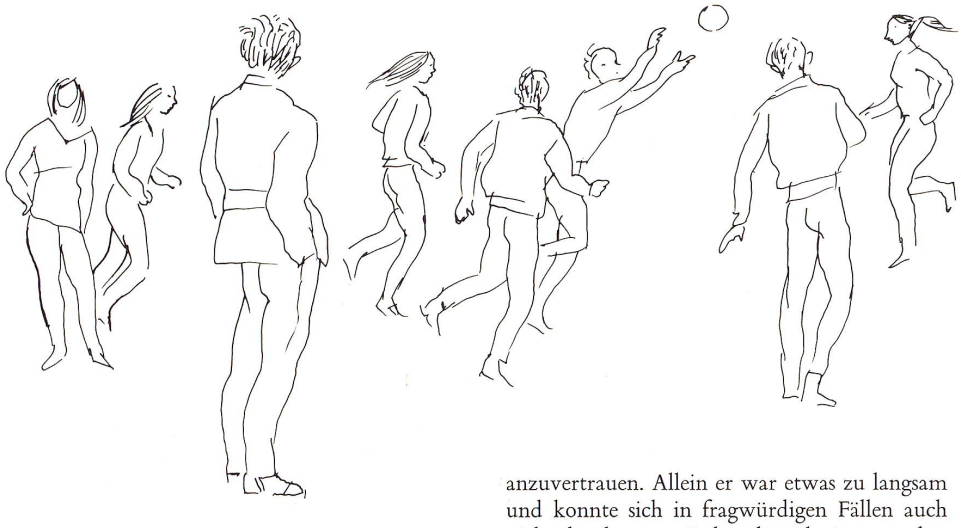
Überbein war das neunte und letzte Kind der Familie Krähenbühl. Waren die älteren Geschwister in ziemlich regelmässigen Abständen von etwa anderthalb Jahren zur Welt gekommen, so erschien Fluri erst nach vollen vier Jahren als Nachzügler der Reihe. Er war kein geplantes und auch kein willkommenes Kind. Zudem waren seine Bewegungen schwerfällig, und im Gemüt zeigte er sich besinnlicher, als es die meisten Leute schätzen. So wussten die Eltern bald genug, dass ihr jüngstes Kind die Welt nicht erobern werde, sondern sie zu erleiden hatte.

Schon mit dem Sprechen- und Gehenlernen haperte es. «Es ist nicht unser Fall, aber unser Kind», sagte die Mutter, als sie den kleinen Fluri der Kindergärtnerin brachte, die es wenigstens zu schätzen wusste, dass der kleine Knabe nicht so lärmte wie die andern, wenn sie durch den Raum oder den Hof tollten. Dass es auch in der Schule zuerst leidlich ging, verdankte Fluri einem Schulmeister, der nicht so sehr auf Leistungen erpicht war wie die meisten andern «Lehrkräfte» und wusste, dass eben jeder Mensch seinen eigenen Massstab in sich trage. Später begann es zu bösern. Fluri blieb zweimal sitzen, und als er seine Schulpflicht erfüllt hatte, wusste er von der französischen Grammatik nur, dass sie schwer sei. In die Zone der Gleichungen stiess er nicht vor. Dafür hatten es ihm ein paar biblische Gleichnisse angetan, über die er gerne nachsann.

Inzwischen hatte sich sein Spitzname «Überbein» bereits eingebürgert. Fluri hörte ihn zum ersten Mal mit zwölf Jahren, als man im Schulhof die beiden Parteien für das Ballspiel bildete. Die beiden anerkannt besten Spieler wählten sich ihre Leute abwechslungsweise. Zuerst konnte, vom Lose begünstigt, Heinz aus der Schar der Wartenden einen guten Mitspieler für seine Mannschaft wählen. Dann rief Rolf einen Kameraden zu sich. So wuchsen die beiden Lager, und das Grüpplein der noch nicht Eingereihten schrumpfte. Bereits kamen die flinkesten Mädchen zum Zuge. Ja schliesslich waren alle zugeteilt, während Fluri immer noch ungewählt dastand. Damals war es, als Heinz das hässliche Wort sprach: «Und was machen wir nun mit dem Überbein da?»

Die Rechnung ging nicht auf. Die Klasse umfasste eine ungerade Zahl Schüler. Da rettete Hermine, die Tochter des Lehrers, die Lage, indem sie erklärte, sie könne sowieso nur kurze Zeit mitspielen, denn sie sei beim Zahnarzt angemeldet, und so könne Fluri an ihrer Statt am Spiel teilnehmen.

Es war aber nicht immer eine einfühlende Hermine zur Stelle, wenn sich Fluri vom Platz, auf dem das Leben hurtig vor sich ging, weggedrängt sah. Nicht selten lehnte er am Zaun des Spielfeldes, verfolgte aber den Wettkampf aufmerksam, und wenn einer der Spieler, die ihm vorgezogen worden waren, arg versagte, blieb sein Gesicht von jeder Schadenfreude frei. Fluri hatte einen hellen Blick aus kornblumenblauen Augen. Die Haare waren blauschwarz, aber weder lang noch gelockt, sondern kurz und etwas struppig. Wenn er lief, so sah man, dass er leicht hinkte. Diesen Nachteil vermochte er aber recht gut zu verbergen. Mehr als einmal versuchte man dem Überbein die Rolle des Schiedsrichters



anzuvertrauen. Allein er war etwas zu langsam und konnte sich in fragwürdigen Fällen auch nicht durchsetzen. Es kränkte Fluri etwas, dass man ihm dieses Amt entzog, aber da ihm seine Entscheide viel Spott und Zorn eingetragen hatten, beschied er sich doch wieder nicht ungern mit der Zuschauerrolle.

Auch weitere Demütigungen blieben Fluri nicht erspart. Es war vorauszusehen, dass er eines Tages bei der Musterung der für den Wehrdienst Tauglichen nicht ins Heer eingereiht werde. Und wenn ihn das auch nicht sonderlich niederdrückte, so wusste er doch bald genug, dass ihm auch auf dem Tanzboden kein Glück winkte. Wer nicht ganz im Senkel war, der musste wohl das Schiefgehen in die Gangart seines Lebens aufnehmen, um wenigstens einigermassen zurecht zu kommen. Vielleicht konnte er bei Tanzanlässen als Musiker mitwirken. So musste er nicht alleweil Zaungast sein. Er nahm Flötenstunden.

In der Berufswahl fühlte er sich auch nicht so frei wie seine Kameraden. Da aber seine Hände flinker waren als seine Beine, erwog der Berufsberater den Weg zu einem Goldschmied.

Meister Bernhard Angehrn wohnte nicht im gleichen Orte Erlenbühl, sondern in der Kleinstadt Gilgenzell. Der Berufsberater brachte Fluri in seinem Wagen dorthin. Die Fahrt ging durch den Vorfrühling, meistens durch Wiesen, aber auch mehr als einmal durch Wälder. Schattenhalb lag noch mancher Rest Schnee, während auf der Sonnenseite die ersten Schlüsselblumen hellgoldig von den Halden nickten. Meister Angehrn hatte seine Werkstatt im Erdgeschoss eines alten Turmes eingerichtet und wohnte im darüber liegenden Stockwerk mit seiner Frau. Das Paar war kinderlos, doch hatte schon mehrmals ein Lehrling vom Lande am Tische gesessen. Auch Fluri sollte während einer mehrtägigen Schnupperlehre dort in der holzwarmen Stube Platz nehmen und das anstossende Kämmerchen beziehen.

Beim Lampenschein betrachtete Fluri das Paar. Frau Angehrn war eine stattliche Fünfzigerin mit frischer Gesichtsfarbe und reichem blonden Haar, das einen rötlichen Anhauch hatte. Sie wusste sich wohl gut zu kleiden, und für den Schmuck sorgte ihr sehr kunstfertiger Mann. An diesem Abend zierte eine schlichte Goldkette den schönen Hals und fiel über das blaue Kleid bis zum Gürtel. Der Meister war eher kleingewachsen, hurtig in seinen Bewegungen, aber einsilbig im Gespräch. Nur als die Frau ihn fragte, ob Fluri während der ersten beiden Werkstattstunden die Feinwerkzeuge geschickt zur Hand genommen habe, war er sehr freigebig mit anerkennenden Worten und sagte schliesslich: «Wenn die nächsten Tage so gut verlaufen wie der Anfang, dann kann sich Fluri für vier Jahre im Kämmerchen nebenan einrichten.» Der angehende Lehrling errötete. Er war froh, dass er hier kein «Überbein» war, ja, dass dieser Name, der sich jahrelang an ihn geheftet hatte wie sein Schatten, sich bald verliere. So war er denn auch überglücklich, als er nach Ostern seine Goldschmiedlehre antreten durfte.

Er sollte aber den leidigen Übernamen bald genug wieder hören. Das hing damit zusammen, dass die alte Kleinstadt Gilgenzell eine Mittelschule besass, die einst von einem Kloster geführt worden war und nun aus weiter Runde die jungen Leute aufnahm, welche sich nach der Volksschule weiterbilden, in besondern Fällen für die Hochschule vorbereiten wollten. So geschah es, dass Fluri, als er einst im Schaufenster eines Musikladens unter den Lauben nach einer Flöte suchte, unversehens einen derben Schlag auf die Achsel spürte, und als er sich umsah, blickte er in Heinzens breitlachendes Gesicht, aus dem es herausquoll: «So, Überbein, bist du auch hier?»

Wenn ihm das peinliche Wort auch einen Stich gab, so bemühte sich Fluri doch, gelassen zu antworten: «Ja, aber nicht als angehender Student, sondern nur als Stift.»

«Das kann ich mir denken. Was willst du denn werden, Überbein?» Es schien Fluri unnötig, den Übernamen zu wiederholen, aber wieder nahm er sich zusammen und sagte nur so ruhig als möglich:

«Ich bin bei einem Goldschmied in der Lehre.»

«Soso. Das ist ein köstlicher Beruf. Da musst du deinen Mann stellen. Aber nur mutig, Überbein. Kopf hoch!»

Fluri fand diesen Zuspruch überflüssig, jedenfalls überheblich gönnerisch und war um eine Antwort zur Fortführung des Gespräches verlegen. Da kam aber von der andern Strassenseite her ein Pfiff, der ihn aus der Bedrängnis befreite: ein neuer Klassenkamerad rief Heinz zu sich. Dieser klopfte Fluri noch einmal auf die

Schulter und sagte beim Weggehen nur noch rasch: «In diesem alten Nest sieht man sich gewiss bald wieder, vielleicht zu einem Hock. Wir sind zu fünft aus dem früheren Schulhause hier.»

Fluri hätte nicht ungern gefragt, wer denn auch noch in Gilgenzell die höhere Schule besuchte, aber Heinz war schon davongestürmt. So schaute er eben wieder ins Fenster des Musikladens hinein und entdeckte eine schöne zierliche Flöte. Bevor er aber in den Laden trat, kam es ihm in den Sinn, dass er ja die Meistersleute erst fragen müsse, ob er im Nebenzimmer der Stube üben dürfe. Vielleicht störte es sie, wenn sie miteinander reden oder eine Platte hören wollten, die unendlich schönere Musik bot, als er, ein mässiger Spieler, hervorzubringen vermochte.

Es war ein schwüler Vorsommerabend. Dunkle Wolken ballten sich über den hohen Giebeln. Fluri ging langsam, sinnend, durch die drückende Stille heimzu.

Daheim traf er die Meistersleute beim Zeitunglesen. Dabei pflegten sie sich gegenseitig vorzulesen, was sie gerade besonders fesselte. Meister Angehrn, der die Zeitung aus der Hauptstadt las, tat es allerdings seltener als seine Frau, die im kleinstädtischen Tagblättchen immer wieder etwas sah, was sie besonders erfreute oder erzürnte. Als Fluri eintrat, war sie geradezu aufgebracht. Sie las zweimal, was unter der Überschrift «Läppischer Schülerstreich» stand. In der Nacht zuvor hatten Schüler des Gymnasiums alle Blumentöpfe der Marktgasse mit Leitern herunter geholt und damit auf dem Marktplatz einen riesigen Stern gebildet. Damit war nicht nur der Platz für den Verkehr gesperrt, sondern die Polizei und die verärgerten Hausbewohner der Marktgasse hatten die nicht geringe Mühe, die Blumenstöcke zu erlesen und auf die Gesimse zurückzubringen, wobei mehr als eine Frau schimpfte, sie hätte vor dem dummen Bubenstück schönere Geranien und Nelken gehabt als danach.

Meister Angehrn brummte: «Das Zurückbringen hätten die Übeltäter auch selbst besorgen können, strafweise, am hellichten Tag. Aber man wird wieder einmal nicht wissen oder nicht wissen wollen, wer die Herrensöhnchen gewesen sind.»

Die Meisterin ereiferte sich aufs neue, denn sie hatte in einer Nachschrift entdeckt, dass man die vier Gymnasiasten kenne. Allesamt stammen sie aus dem Dorfe Erlenbühl. Und weil das Fluris Heimatdorf war, fragte ihn Frau Angehrn, ob er von daheim her junge Leute kenne, die nun in Gilgenzell die höhere Schule besuchten. Der Lehrling berichtete, dass er soeben einen früheren Klassengenossen getroffen habe, der ihm gesagt habe, es seien noch weitere Erlenbühler auf der Schule.

«Weisst du etwas von dieser Sache?»

«Nein, Frau Angehrn».

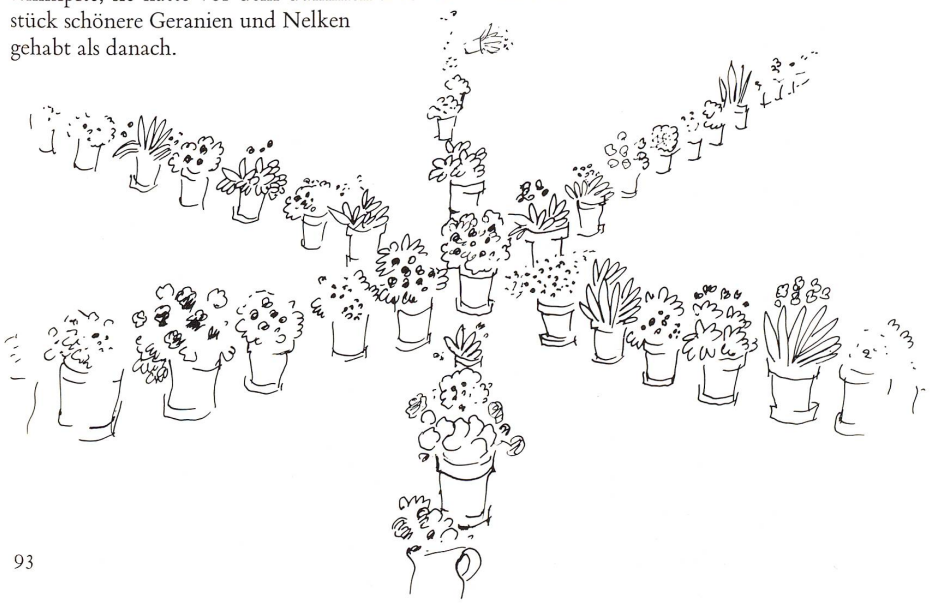
«Umso besser. Mit solchen Streichen, die ausser den Lausbuben eigentlich niemand lustig und jedermann lästig findet, machen sich die Gymnasiasten hier verhasst. Der brave Steuerzahler fragt sich, ob man denn eine Schule brauche, in welcher die jungen Leute auf solche Gedanken kommen.»

Der Meister dämpfte: «So arg ist es auch wiederum nicht. Jugend muss gären, austoben. Auch gescheite Kerle machen zuzeiten dummes Zeug.»

Fluri war froh, dass seine Dorfgenossen nicht nur angeprangert wurden. Nun aber wollte die Meisterin wissen:

«Worüber hast du denn mit deinem früheren Klassenkameraden gesprochen?»

Fluri gab Auskunft, verschwieg aber, dass er mit dem Übernamen angesprochen worden sei. Darüber wurde er allerdings betreten. Das merkte die Meisterin und, milder werdend, drang sie in ihn, er dürfe ruhig sagen, was ihn bedrücke.



Fluri schwieg, denn wenn er das Wort «Überbein» hier aussprach, so gab er etwas preis, womit er selber allein fertig zu werden versuchte. Da er aber im Laufe der ersten Wochen in der Lehre von den Meistersleuten so viel Vertrauen erfahren hatte, ja dabei gewesen war, wenn sie über berufliche und verwandtschaftliche Sorgen sprachen, fasste er sich ein Herz und berichtete in kurzen Zügen, wie er ausgerechnet hier jenen robusten Burschen getroffen, der ihm einst den Namen «Überbein» angehängt hatte und offensichtlich willens war, ihn auch am neuen gemeinsamen Wohnort ausgiebig zu gebrauchen.

«Wenn er die Probezeit am Gymnasium übersteht!», sagte der Meister. «Denn vor den Sommerferien sitzt hier kein Neuling fest im Sattel.»

«Und solche Bubenstücke sind Kleckse im Zeugnis der Schüler, die sich erwachsen geben wollen.» Das sagte die Meisterin, ehe sie hinausging und sich in der Küche zu schaffen machte.

Der Meister aber sagte zu Fluri: «Siehst du, ich kann deinen Schmerz gut nachfühlen. In deinem Alter hatte ich eine Fistelstimme und wartete sehnlich auf den Stimmbruch, der bei meinen Altersgenossen längst eingetreten war. Meine Stimme aber blieb kindlich, und zwar bis über das zwanzigste Jahr hinaus. Ich will die mancherlei Spitznamen nicht wiederholen, die mir mein Übel eintrug, das dann nach einer Operation wich. ‹Kanarienvogel› oder ‹Goldammerich› waren noch das Schonendste, was man mir nachrief. Das konnte ich ja noch ein wenig auf den Beruf beziehen, dem ich mich zuwandte, und zwar mit grosser Hingabe, denn ich musste ein Gegengewicht haben, um innerlich ins Gleichgewicht zu kommen.

Mein Meister war ausnehmend streng. Ich konnte ihm gar nichts ganz recht machen. Dabei sagten mir schon nach dem ersten Lehrjahr zwei Gesellen, dass ich ihnen bei gewissen Arbeiten mindestens ebenbürtig sei. Und dass mir der Meister mehrmals das Einfassen besonders kostbarer Edelsteine anvertraute, bestätigte mir ja, dass er von meinem Einsatz nicht gering dachte. Warum denn nörgelte er immer an meinen Leistungen herum? Ich beschloss, ihn selbst nach dem Grund zu befragen.

Als eines Tages beim Abschiedsessen für einen wegziehenden Gesellen der Meister gesprächiger war als sonst und die Hoffnung aussprach, dass ich nach Abschluss der Lehre in der ‹Bude› bleibe, fand ich die Gelegenheit gekommen, um die Frage, die ich lange mit mir herumgetragen hatte, an ihn zu richten. So sagte ich keck:

‹Meister, ich bin, wie alle sagen, fleissig und auch nicht ungeschickt. Ich höre auch etwa, wie im Laden die Kunden die Schmuckstücke, die ich sozusagen allein geschaffen habe, freudig

anerkennen. Aber von Euch habe ich noch kaum ein gutes Wort vernommen.› Das sagte ich, und ich glaube, dass bei meinen Worten in meiner Fistelstimme ein etwas festerer Ton mitklang.

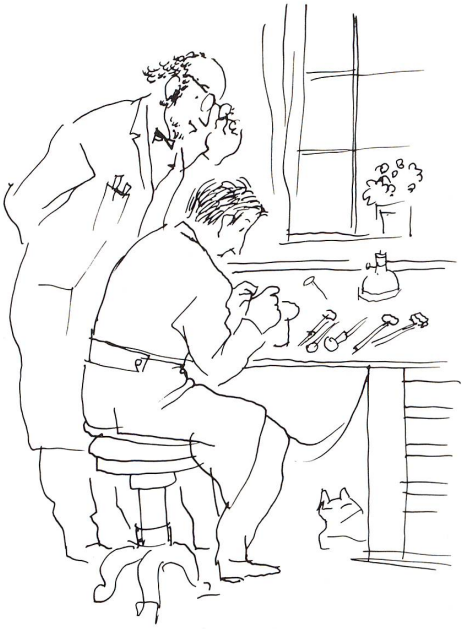
Der Meister sah mich eine Weile gross an, und dann sagte er: ‹Darüber sprechen wir auf dem Heimweg.› Zugleich stand er auf, bat die Kellnerin um die Rechnung, verabschiedete sich von der ganzen Runde, vom wegziehenden Gesellen besonders herzlich, und nahm mich bei der Hand.

Draussen sagte der alte Goldschmied zu mir: ‹Siehst du, Bernhard, du hast ganz recht mit deiner Bemerkung. Du bist jetzt schon so tüchtig wie mancher Geselle. Aber ich habe auch recht mit meiner Zurückhaltung. Wenn ich dir gegenüber mit Lob geizte, so wollte ich dir damit keineswegs die Lehre verleiden, sondern dich zum besten Lehrling der Hauptstadt erziehen. Das hängt mit deiner Stimme zusammen. Wenn du den Mund auftust, nehmen dich die meisten nicht ganz ernst. Du erscheinst ihnen kindlich oder nicht ganz bei Trost. Wenn du aber selber nicht überzeugend sprechen kannst, so sollen es deine Werke für dich tun. Und du bist auf dem besten Wege dazu.›»

Auch Fluris Lehrmeister Bernhard Angehrn war heute gesprächiger als sonst, und er blickte seinen Lehrling fragend an, etwa so wie ein Vater seinem Sohn etwas vom Grossvater erzählt, das auch für den Enkel gelten sollte. Meister Angehrn schien den Eindruck zu gewinnen, sein junger Zuhörer habe ihn verstanden und schloss den Bericht über die weit zurückliegende Lehrzeit noch mit zwei Hinweisen: Der alte Goldschmied in der Hauptstadt, wo er auch bei seinen Neidern als der Beste seines Faches gegolten habe, sei noch zweimal auf seinen besondern Fall zu sprechen gekommen. Das erstemal habe er ihn, da er schon Geselle geworden war, unversehens gefragt, ob er er schon einen Schatz habe. Und als er eben errötet sei und nicht gern gesagt habe, dass Burschen mit einer Fistelstimme bei den Mädchen eben nicht begehrt seien, habe ihm der Meister erklärt, ich weiss es noch wörtlich: «Weisst du was, nächste Woche arbeiten wir etwas aus für deinen künftigen Schatz. Ich habe gestern einen schönen Rubin gekauft. Den fassen wir ein.»

In diesem Augenblick trat die Meisterin wieder in die Stube. Man hörte nicht, dass die Küchentüre ging: Sie war wohl nur angelehnt gewesen, sodass Frau Angehrn alles gehört hatte. Und nun trat sie an den Tisch und zeigte Fluri ein Schmuckstück: «Ja, das ist der Rubin!»

Die Meistersleute lächelten, und Frau Angehrn sagte schelmisch: «Gelt, nun möchtest du gerne erfahren, wie unsere Liebesgeschichte angefangen und zu einer glücklichen Ehe geführt



hat. Aber um das zu erzählen, ist es heute viel zu spät.»

«Aber etwas muss unser Fluri doch noch von meinem Meister hören. Er sagte mir, ich müsste unbedingt ein Instrument erlernen, am besten Geige. Da können die Mädchen dazu singen.»

Fluri sagte erstaunt, dass er den Meister noch nie habe Geige spielen hören. Da erklärte Frau Angehrn, indem sie sich erhob, früher habe ihr Mann oft gespielt, besonders gern, wenn ein Geselle die Flöte dazu geblasen habe.

Da wusste Fluri, dass seine Bitte nicht zu unguten Ohren komme. Er sparte sie aber für den nächsten Tag auf, da draussen ein Donner rollte, und die Meisterin ermahnte, sofort alle Fensterläden zu schliessen; es gebe ein arges Gewitter.

Fluri schlief lange nicht ein. Er hörte, wie draussen ein heftiger Regen niederging. Als er nach einer Stunde aufhörte, wurde es merklich kühler. Die Luft war wie geläutert. Fluri verglich das Gespräch mit den Meistersleuten mit alledem, was seine Eltern daheim zu ihm gesagt hatten, wenn es sich wieder einmal herausstellte, dass er nicht recht mitkam. Wenn er sich auch sagen musste, dass seine Gehbehinderung und erst recht seine Langsamkeit, was man etwa seine «lange Leitung» nannte, nicht durch eine Operation in Ordnung zu bringen war wie des Meisters Fistelstimme, so fasste er doch guten Lebensmut aus der Einsicht, dass Nachteile ihren Sinn haben könnten und einen damit Behafteten keineswegs zwangsläufig der Tafel des Lebens, die ja für alle gedeckt ist, wegzudrängen vermöchten.

Der Schülerstreich der vier jungen Burschen aus Erlenbühl war natürlich für ein paar Tage Stadtgespräch. Die Marktgässler schrieben einen

zornigen Brief an das Rektorat und verlangten die sofortige Wegweisung der vier Schuldigen vom Gymnasium, das sonst Gefahr laufe, durch solche Dorftölpel seinen guten Ruf zu verlieren. Vielleicht schlug in diesem Schreiben der Unmut der Bürger, dass niemand das Anstellen der Leitern und das Abräumen der Blumengesimse bemerkt hatte, besonders heftige Töne an. Die Leitung der Schule ging jedenfalls nicht sofort auf das Ansinnen ein, stellte aber eine unnachsichtige Abklärung des bedauerlichen Vorfalles und eine entsprechende Strafe in Aussicht.

Zunächst erkundigte man sich im Schulhause und auf der Kanzlei von Erlenbühl über das «Vorleben» der vier Missetäter. Dabei ergab sich, dass allesamt keine sonderlichen Tugendbolde, aber auch keine Angehörigen einer Bande mit einem belastenden Sündenregister seien. Der Rektor, ein jüngerer Mann, sagte sich, dass bei dem gewiss unbedachten Streich wenigstens keine Töpfe, geschweige denn Menschen Schaden genommen hätten. Er beschloss indessen, ausser den amtlichen Auskünften noch solche von jungen Leuten einzuholen, welche die vier fehlbaren Gymnasiasten von früher her gut kannten. Auf dem kleinstädtischen Amt erfuhr der Rektor, dass sozusagen gleichzeitig mit den vier Gymnasiasten ausser Fluri noch die Lehrerstochter Hermine, die Lehrerin werden wollte, aus Erlenbühl nach Gilgenzell gekommen war. In einem Briefe, der sich zugleich an die beiden jungen Leute richtete, wurden diese auf das Rektorat gebeten.

So kam es, dass die beiden einstigen Klassengefährten sich im Vorzimmer des Rektorates wieder sahen. Sie hatten nichts von ihrem Wohnsitz in der gleichen Stadt gewusst. Hermine, welche als Seminaristin mit den vier Gymnasiasten ein paar Stunden gemeinsam hatte, kannte den Grund, weshalb man sie zu einer Besprechung hatte kommen lassen, einigermassen.

«Weisst du, Fluri», sagte sie halblaut. «Unsere Kameraden sind bös in der Patsche.»

«Werden sie wohl von der Schule ausgeschlossen?» fragte Fluri zag.

«Das kommt wahrscheinlich nicht zuletzt auf uns an. Wenn wir sie nun anschwärzen – und du hättest wahrhaftig Grund zu einem Gegenzug, Fluri – dann hätte wohl ihr hiesiges Stündlein geschlagen. Sonst hat es wohl mit einem verlängerten Provisorium sein Bewenden.»

Das Gespräch konnte nicht fortgeführt werden, da die Sekretärin des Rektors die beiden jungen Erlenbühler in die Amtsstube des Schulleiters bat.

Dieser stand von seinem Stuhle auf und drückte den schüchtern Eintretenden die Hand. Seine Stimme hatte einen väterlichen Ton, als er sie nicht an den aktenbeladenen Tisch, sondern in eine sonnige Ecke führte. Die Personalien Herminens waren ihm vom Leiter der Seminarabteilung mitgeteilt worden, die Angaben Fluris schrieb er rasch auf. Dann schob er den Zettel wie etwas Unwichtiges beiseite und fragte:

«Waren Heinz, Rolf und die beiden andern in Erlenbühl gute Kameraden? Waren sie bei Spielen fair? Waren sie Streber auf Kosten der Mitschüler? Nahmen sie es mit der Wahrheit genau?»

Fluri war froh, dass Hermine die Antwort für beide übernahm. Sie schilderte die vier Mitschüler der letzten Jahre lebhaft, unterstrich einen guten Grundzug aller, flocht bei Heinz einen Vorbehalt ein und fasste ihre Meinung schliesslich zusammen: «Die vier Kameraden waren nicht besser und nicht schlechter als die andern. Da sie mehr Einfälle hatten als die andern, gab es etwa Scherereien mit einzelnen Dorfleuten, welche die Streiche des ‹Kleeblattes› nicht so ‹toll› fanden wie dieses selbst. Ich bin überzeugt, dass, wenn man die vier nicht in der gleichen Klasse belassen hätte, weniger passiert wäre. Mit uns Mädchen waren die Knaben immer anständig, was ich ihnen hoch anrechnete.»

«Decken sich diese Aussagen mit Ihren Beobachtungen?» Damit wandte sich der Rektor an Fluri. «Fühlten Sie sich nie durch die vier kräftigen Burschen hintangestellt?»

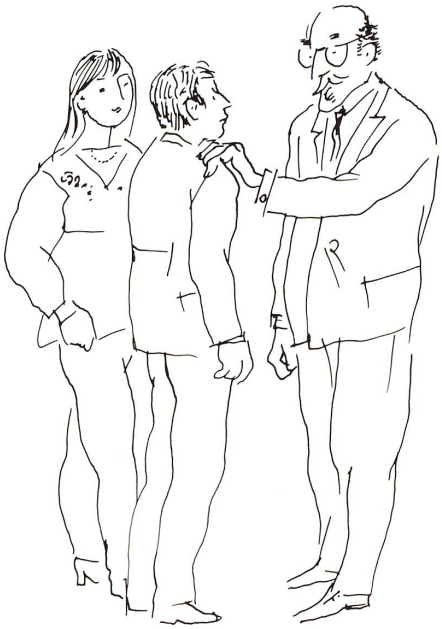
Fluri war etwas verlegen. Zum ersten Male redete ihn ein Schulmann in der Höflichkeitsform an. Er überlegte. Da musste man jedes Wort wägen. Der Faden, an dem das Schicksal seiner Klassengenossen von einst hing, lief gleichsam durch seine Hand. Er wollte nicht Richterlis spielen, aber von der Wahrheit abzuweichen, widerstrebte seinem redlichen Wesen doch auch. Schwieg er aber allzulange, so sah es eher danach aus, dass er etwas zu verheimlichen, als sich etwas zurechtzulegen hätte. So sagte er mit fester Stimme: «Hermine hat mehr Schuljahre mit den vier jungen Burschen verbracht und kennt sie viel besser als ich, der die Klasse erst näher kennenlernte, als ich wiederholen musste.»

Der Rektor zog die Augenbrauen hoch, als ob ihm diese Antwort nicht genügte. Dann aber fragte er ihn, wo er seine Goldschmiedlehre mache. Als Fluri den Namen Angehrn sagte, klopfte er ihm sachte auf die Schulter und sagte: «Ja, dann sind Sie bei einem guten Meister. Wer mit Gold umgeht, muss sorgsam sein. Grüssen Sie den Meister. Er ist mein Freund.»

In diesem Augenblick pochte es an die Türe. Die beiden jungen Leute wurden entlassen. Ältere Leute warteten draussen. Es waren Väter und Mütter der vier Gymnasiasten, die im Verfahren standen. Besorgt waren sie hergereist.

Im Spätherbst zeigte es sich, dass die vier jungen Erlenbühler auf der Schule in Gilgenzell bleiben durften. Wie ausschlaggebend bei dieser gnädigen Erledigung des vorsommerlichen Zwischenfalles die Aussagen von Hermine und Fluri gewogen hatten, erfuhren diese nie. Hingegen bekam Fluri von seinem Meister den Auftrag, für Hermine auf Weihnachten ein goldenes Armband zu schmieden und zu verzieren. Das stehe, sagte er bedeutungsvoll, und hielt dabei den Finger an den Mund, im Zusammenhang mit jenem Streich.

Wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls war seither von einem «Überbein» nicht mehr die Rede.



Illustrationen Alfred Kobel